

R. R. SUL

DAS

ERBE

ROMAN

»Ich war immer allein. Mit meiner Mutter.
Meine Mutter war immer allein. Mit mir.
Meine Mutter lebte für mich und zerstörte ihr Leben.
Nicht aber meines. Das versuchte ein anderer.«

dtv

dtv

R. R. SUL möchte unerkannt bleiben.

Der Name ist ein Pseudonym.

R. R. SUL

DAS
ERBE

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe
© 2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28199-7

Ich hinterlasse meinem lieben Enkel mein Leben, sobald er volljährig ist.

Mein Leben passt in eine Kiste. Eine Kiste aus Blech, groß genug für zweihunderteinundzwanzig Seiten über mich, für eine Puppenbürste und eine Menge analoger Filme, die nicht entwickelt sind und die, falls die Zeit und die Feuchtigkeit des Kellers sie nicht zunichtegemacht haben, ein und dasselbe Motiv zeigen: den Mond über den Continentalwerken, vom Weidendamm aus betrachtet, wenn der Zug die Stille der Nacht durchbricht.

Manche Menschen fangen Tiere ein, andere Gesichter. Ich fing das Glück ein, das ich empfand, sobald ich den Auslöser drückte, immer zur gleichen Zeit – bis es mir nicht mehr so wichtig war. Wegen Freddy, meines Halbbruders, der so plötzlich zu mir kam, wie er wieder von mir ging, ohne je aus meinem Leben zu verschwinden.

Du, mein liebes Karlchen, wirst mit alldem, was ich hier schreibe, nicht viel anzufangen wissen. Ich weiß nicht, was Dein Vater Dir über mich erzählt hat, ob Augustin überhaupt je mit Dir über mich gesprochen hat. Ich kann Deinen Vater verstehen. Er wollte neu anfangen nach dem, was passiert ist. Er wollte alles

hinter sich lassen, Dir und seiner Frau eine Zukunft bieten, frei von den Fängen der Vergangenheit. Er hat die Verbindung zu mir und zu Deiner Großmutter gekappt, als ihr das Flugzeug nach Neuseeland bestiegt. Er wollte dem Fluch, wie er es nannte, ein Ende bereiten. Aber es gibt keinen Fluch. Es hat nie einen gegeben. Es ist mir wichtig, dass Du das weißt, bevor ich die Augen zum letzten Mal schließe. Deswegen bitte ich Dich: Lies mein Leben, das zugleich das meines Bruder ist. Lies es dann, wenn Du bereit dafür bist. Ich habe es extra für Dich binden lassen. Es gibt nur ein Exemplar davon. Mach damit, was Du willst. Ich werde es nicht mehr mitbekommen.

Ich hatte ein bewegtes Leben, Karlchen. Eines, das zwar viele Schäfte, in die ich zu fallen drohte, für mich bereithielt. Doch über alle Schäfte bin ich gesprungen. Manchmal war es zwar knapp, aber ich kam immer fest auf beiden Beinen auf der anderen Seite zum Stehen. Wenn ich Dir einen Rat geben kann, dann ist es der meines Großvaters: Hau dem Leben die Zähne in den Arsch!

Großvater Wolf

*Show me
How you think
You know me
And I show you
How I owe you
My truth*

Ich schließ nicht. Nicht nachts. Da war ich wach. Ich schließ tagsüber. Meine Mutter war daran schuld. Weil sie dem Arzt geglaubt hatte, der meinte, ich leide an der Mondschein-krankheit. Meine Mutter glaubte immer allen – dem Lehrer, dem Pfarrer, den Nachbarn, dem Metzger, vor allem aber dem Wahn in sich selbst. Ihre Angst vor Krankheiten war so groß, dass sie schon krank war, bevor sie krank wurde. Oder eben ich.

Ich war sieben, als ich einen Helm bekam, der mich vor der Sonne schützte. Davor lebte ich nur in der Nacht. Ich erinnere mich an Spielplätze im Mondschein. Rutschen in die Dunkelheit. Schaukeln in der Finsternis. Sandkuchen backen im noch sonnengewärmten Sand. Um zweiundzwanzig Uhr. Um dreiundzwanzig Uhr. Um Mitternacht. Dann, wenn alle anderen Kinder schliefen.

Der Strahl der Taschenlampe meine einzige Lichtquelle, wenn der Mond nicht schien. Der Ruf des Waldkauzes ein vertrautes Geräusch. Vertrauter als das Lachen anderer Kinder.

Ich war immer allein. Mit meiner Mutter. Meine Mutter war immer allein. Mit mir. Meine Mutter lebte für mich und

zerstörte dadurch ihr Leben. Nicht aber meines. Das versuchte ein anderer.

Der Helm schützte meinen Kopf vor der Sonne. Auch meinen Nacken, meinen Hals. Mein Gesicht. Durch ihn drang keine UV-Strahlung. Auf Dauer sei sie tödlich für mich, hieß es. Die Warzen auf meiner Nase und auf meinen Wangen seien Tumore, glaubte man.

Die Fenster unseres Hauses waren mit einer speziellen Folie abgeklebt. Gegen die Strahlen, die meine Haut schädigten, schon nach kürzester Zeit. Jeden Tag wurde ich eingeschmiert. Ich ließ es zu. Widerwillig, aber ohne Widerstand. Gesicht, Hals, Hände. Mit teurer Sonnenschutzcreme, wie meine Mutter betonte. Geld war ein großes Thema. Dass ich viel koste, bekam ich oft zu hören. Auch, dass ich Ordnung halten solle, um meinen Charakter nicht zu verderben.

Einmal hatte meine Mutter die Sonnencreme in meinem Kinderzimmer vergessen. Sie stand auf einer kleinen Kommode, neben dem Stoffschaf, das ich überallhin mitnahm. Es hieß Schaf. Einfach nur Schaf. Ich weiß noch, wie ich mir dachte, dass ich es auch eincremen müsse, damit die Sonne ihm nicht wehtue. Ich wollte nicht, dass dem Schaf etwas passierte. Und ich wusste, dass diese zähflüssige Masse einen beschützen konnte.

Ich nahm die Tube, schob mit dem Zeigefinger den Verschluss nach oben, drehte die Packung auf den Kopf und drückte darauf. Das Weiß spritzte auf meine Hand und auf den Teppich vor mir. Ich griff nach meinem Schaf, stellte es vor mich hin, ging in die Knie und rieb die Creme in das aschweiße Fell. Auch die Schnauze sparte ich nicht aus. Rosa, rauer als das Fell.

Ich hörte meine Mutter. Ihre Pantoffeln. Schnelle, hektische Schritte. Rasch zog ich die Schublade der Kommode auf, stopfte mein Schaf hinein. Schob die Schublade wieder zu. Sie klemmte. Ein Spalt blieb offen, ein Ohr schaute heraus. Das Ohr mit der Ohrmarke. Fettig. Die Sonnencreme stellte ich zurück an ihren Platz. Aber da waren meine weißen Hände. Die Flecken auf dem Teppichboden.

Meine Mutter schrie. Sie war wütend. Sie sprach von ekelhafter Schmiererei und Geld und davon, dass sie nicht mehr könne. Sie entdeckte das Ohr meines Schafs, nahm es zwischen Daumen und Zeigefinger, zog daran, bis das Tier ganz an ihren Fingern baumelte. Tränen füllten ihre Augen, tropften vor mir zu Boden. Neben die weißen Spritzer.

Ich legte meinen Kopf an ihre Beine, sagte, dass es mir leidtue. Da flossen die Tränen noch mehr. Ich wusste nicht, warum sie stärker weinte, wenn ich sie tröstete.

Von Anfang an fühlte ich mich schuldig. Deswegen beklagte ich mich nicht. Deswegen fragte ich nicht nach. Ich tat, was getan werden musste, auch wenn ich nicht verstand warum.

Meine Mutter verlegte mein Kinderzimmer in den Hobbyraum unseres Kellers. Großer Raum. Hellblauer Teppichboden. Die Wände tapeziert, zum Teil verkleidet mit Holz. Zwei Fenster. Blick in den Kellerschacht. Über dem Schacht ein Gitter. Zum Schutz gegen Blätter, Dreck, Mäuse.

Ich hielt mir Spinnen. Zwei. Eigentlich waren sie schon da, als ich das Zimmer bezog. Sie fühlten sich wohl in den Schächten. Ich gab ihnen zu fressen. Brotkrümel. Kleine Apfelstücke. Auch mal einen Keks. Aber sie rührten nichts davon an. Trauten mir nicht über den Weg. Ich erschlug sie ir-

gendwann. Mit dem Kopf meiner Superheldenfigur. Als ich genug von ihrer Arroganz hatte, mich zu ignorieren.

»Was ihn am Leben hält, sind künstliche Lichtquellen«, hatte meine Mutter in den Hörer gesagt, zu ihrem Vater, den ich nur vom Telefon her kannte. »Er ist dazu verdammt, ein Leben in Dunkelheit zu führen. So wie ich. Seine Krankheit ist auch meine Krankheit. Ich werde sie mit ihm durchstehen.«

Der Helm kam aus England. Zusammen mit meinem Stiefvater. Direkt aus London. Der Helm hatte die gleiche Farbe wie das Fell meines Schafs. Und ein Visier. Die Handschuhe waren aus Leder. Sie waren mir lästig. Aber sie mussten sein.

Mit dem Helm änderte sich mein Leben. Und das meiner Mutter. Mit Bob kam das Licht. Mit Bob kam die Erkenntnis, dass meine Mutter krank war, nicht ich.

Bob war Architekt. Trotzdem hatte er vier Semester Medizin studiert, bevor er entschied, lieber Häuser bauen zu wollen. Bob hatte Geld. Bob war gebildet. Aber er sah schrecklich aus. Wenig Haar, viel Bart, großer Bauch.

Bob brachte meine Mutter zum Lachen. Sie trug jetzt Kleider. Und Ketten. Föhnte sich Frisuren. Bob brachte mir Federball bei. Auf der Straße, bei Sonnenschein. Ich sah andere Kinder. Die anderen Kinder sahen mich. Manche lachten, andere sagten: »Wie cool!«

Lina wollte mal durchs Visier gucken. Ich ließ es zu. In meinem neuen Zimmer, das nicht mehr im Keller war, sondern ganz oben. Mit elektrischen Jalousien, dicken Vorhängen und besonderen Fenstern. Eine Festung unterm Dach, in die keine UV-Strahlen eindrangen, auch dann nicht, wenn die Sonne voll aufdrehte.

Lina schaute mindestens einmal am Tag durch mein Vier. Sie spielte Marsmensch. Ich sollte einer von der Erde sein, der in den Weltraum gekommen war, um Außerirdische zu suchen. Lina sollte ich in meiner Rakete mit zurücknehmen und angeben mit ihrer außerirdischen Fähigkeit zu fliegen.

Ich war gern mit ihr zusammen. Und mit Bob. Aber ich war nicht gerne draußen. Mich störte das Licht. Mich störten die Menschen. Ihre Blicke. Ich wollte wieder nachts spielen. Was ich nicht mehr durfte. Der Fortschritt. Die neue Lebensqualität. Bob, der Glücksbringer.

Immer wieder schlich ich mich hinaus. Sobald Bob und meine Mutter schliefen, nahm ich den Schlüssel vom Haken und zog die Haustür hinter mir zu. Ich wusste, welche Dienlen ich meiden musste, um keinen Lärm zu machen. Auch das Gartentor öffnete ich nicht. Es quietschte zu laut. Ich sprang darüber, rannte zum Spielplatz. Dort setzte ich mich in den Sand. Neben den Kletterturm, dessen oberste Sprosse morsch war. Ich zog Streichhölzer aus der Tasche, grub ein Loch in den Sand, steckte kleine Zweige und trockene Blätter hinein. Bevor ich alles anzündete, sah ich zum Mond. Ich sagte ihm, dass ich das Feuer für ihn machte. Ich wünschte mir, er würde mir zuzwinkern. Nur einmal, damit ich wüsste, dass er noch mein Freund war, obwohl ich inzwischen auch die Sonne sah.

Meine Mutter wurde schwanger. Gleich nachdem Bob bei uns eingezogen war. Ihr Bauch bald so groß wie der von Bob. Er brachte mich zu Bett, weil meine Mutter zu müde dafür war. Oft.

Einmal sah er sich die Warzen in meinem Gesicht an. Ganz genau. Es war das erste Mal, dass ich ihn nah an mich heranließ. Sonst erlaubte ich das nicht. Ich trug schon einen Helm, bevor ich ihn bekam.

An dem Abend, als Bob mir vom Weltraum erzählte, hielt ich ihn nicht auf Abstand. Ich legte mich zu ihm, den Kopf auf seinem Schoß. Ließ mir durchs Haar streichen, wie ich es von meiner Mutter gewohnt war. Irgendwann beugte er sich nah zu mir hinunter, drehte die Nachttischlampe so, dass die Spezialglühbirne gefahrlos in meine Richtung strahlte.

Am nächsten Tag hörte ich sie sprechen. In der Küche, während das Wasser kochte.

»Wer hat erstmals die Diagnose gestellt?«

»Unser Hausarzt.«

»Wie alt war er da?«

»Zwei Jahre und zwei Monate.«

»Was wurde gemacht?«

»Nichts. Man kann nichts machen. Nur das Licht aus seinem Leben nehmen.«

»Haben sie die DNA untersucht?«

»Ich weiß nicht.«

»Du weißt das nicht?«

»Nein.«

»Wann warst du das letzte Mal mit ihm deswegen beim Arzt?«

»Ärzte können Wolf nicht helfen. Er kann nur lernen, mit der Krankheit zu leben.«

Eine Woche später saß Bob mit mir im Wartezimmer einer Hautklinik. Er beugte sich über seinen Rucksack und zog eine

Tüte hervor, aus der er ein T-Shirt herausnahm, das er auffaltete. Ein Astronautenhelm war darauf zu sehen. Orange auf blauem Grund. *I need more space* stand auf dem Helm. Ich wusste nicht, was das heißen sollte. Bob übersetzte. Ich lachte. Wir verstanden uns gut.

Der Arzt war jung. Er gab Bob die Hand. Lehnte sich dann zu mir nach vorn. Klopfe auf meinen Helm. Ich hielt das T-Shirt fest in der Hand.

Die Vorhänge wurden zugezogen, bis alles dicht war. Ich musste mich in die hinterste Ecke des Raums setzen, dort, wo am wenigsten Licht hinkam.

Ich nahm den Helm ab. Legte ihn neben mich. Auf die Liege, auf der ich saß. Weißer Krepp, an einer Stelle eingerissen.

Der Arzt zog einen Stuhl heran. Sein Kopf auf der Höhe von meinem. Er nahm eine Lupe zur Hand. Sein Auge groß. Zwei Sekunden nur. Vielleicht auch drei. Er stand auf. Sagte, er komme gleich wieder.

Wir blieben allein im Raum. Bob, der Helm, das Shirt und ich. Bob lächelte mich an. »Good boy«, sagte er. »Good boy.« Lächelte wieder.

Der junge Arzt kam zurück. Mit einem anderen Arzt, der Kittel lang und weiß wie das Haar. Er war so alt, wie ich mir den Vater meiner Mutter vorstellte.

Er strich mir über den Kopf, bevor er sich auf den Stuhl vor mich setzte und dicht an mein Gesicht herankam. Ohne Lupe. Ein kurzer Blick, dann ein zweiter, längerer. Als er aufstand, legte er die Hand auf meine Schulter, drückte sie. Die andere Hand zeigte auf den Helm. »Den brauchst du nicht mehr.«

Bob war aufgesprungen. Keine Sekunde nachdem der Arzt das gesagt hatte. *Yes, yes, yes!* hallte es durch den Raum.

Sie schickten mich hinaus in den Wartesaal neben dem Behandlungszimmer. Zu den Spielsachen, die fast alle kaputt waren. Ich setzte mich auf einen der Plastikstühle, den Helm auf dem Schoß, das T-Shirt darübergelegt. Helm auf Helm, die Wölbung passte perfekt.

Ich wartete lange. Und ohne mich zu rühren. Ich wollte mich erst wieder bewegen, wenn Bob in der Tür stand. Das war mein Spiel. Dieses Spiel wollte ich gewinnen. Ich verlor es. Weil es mich in der Kniekehle juckte. Kurz bevor Bob eintrat. Zusammen mit den beiden Ärzten, jeder ein Lächeln auf den Lippen, das stärker strahlte als die Sonne im Mai.

Bob umarmte mich. Nahm mich an der Hand, rannte mit mir den langen Flur entlang auf die Straße. Am Himmel krachte es. Zweimal. Dann kam der Hagel, so groß wie Kirschen. Er traf unsere Köpfe, unsere Schultern. Er tat uns weh. Ich setzte den Helm auf.

Der Hausarzt, der die Diagnose gestellt hatte, hatte sich geirrt. Eigentlich hatte er nur die Vermutung meiner Mutter nicht hartnäckig genug aus dem Weg geräumt. Meine Mutter war mit der pathologischen Angst, ich könnte unheilbar krank sein, zu ihm gegangen und ließ nichts anderes zu, als mit einem unheilbar kranken Kind wieder nach Hause zu gehen. Das brachte ihr Mitgefühl ein. Nachsicht. Aufmerksamkeit. Zuwendung. Von ihrem Vater, den Nachbarn, der Friseurin, dem Postboten, auch von Bob. Davon lebte meine Mutter. Das war ihr Lebenssinn. Sie litt am Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom. Zum mindesten einer Abart davon.

Ich war nicht krank. Nie gewesen. Nur entstellt. Von Warzen. Von unzähligen kleinen Warzen. Harmlose Papilloma-

viren, die mich in die Dunkelheit schickten, weil es meine Mutter für mich beschlossen hatte.

Dass ich seit dem Termin in der Hautklinik leben durfte wie die anderen, zerstörte alles. Mein Wohlbefinden. Die Beziehung von Bob und meiner Mutter. Meine Mutter.

Ohne die Krankheit, der ich den Helm verdankte, fand ich mich hässlich. Ich litt unter meinem Spiegelbild. Ich wollte mich nicht sehen. Nicht gesehen werden. Ich hängte mir die Haare ins Gesicht. Wie einen Vorhang, den ich nur beiseiteschob, wenn es unbedingt nötig war.

»Hackfresse.«

»Warzenschwein.«

»Der Irre vom Mars.«

Die Rufe der Kinder kochendes Wasser auf meiner Haut. Sie begriffen nicht, dass nicht ich vom Mars kam, sondern Lina.

Lina kämmte mir den Vorhang mit einer Puppenbürste. Hellgrüner Griff, runder rosa Kopf. Sie zog mich nicht wegen meines Aussehens auf.

Bob pinselte mir eine homöopathische Tinktur ins Gesicht. Morgens und abends. Ich bekam auch Tropfen ins Glas. Durchsichtig, leicht bitter. Die Warzen verschwanden nach zwölf Wochen.

Zwölf Wochen, in denen Bob und meine Mutter nicht mehr zueinanderfanden. Zwölf Wochen, in denen ich den Mond anflehte, er möge machen, dass alles wieder gut werde zwischen meinen Eltern und dass ich wieder mit Helm herumlaufen dürfe. So wie früher.

Ruf nach Ruhe.

Bob war laut geworden. Seit der Helm weg war, schrie er viel. Nicht wegen mir. Aber wegen meiner Mutter. Kräftig sein Bass, wuchtig sein Bauch. Meine Mutter neben ihm zerbrechlich.

Wir saßen beim Mittagessen. Kartoffelbrei und Ćevapčići. Ich ließ die Hackfleischröllchen in einer Serviette verschwinden. Unter dem Tisch. Nicht, weil sie mir nicht schmeckten. Ich hatte sie gar nicht probiert. Aus Angst vor ihrem Namen. Sie klangen wie etwas, das mir nicht schmecken konnte.

Meine Mutter saß am Tischende, geknickt wie eine Blume, der man das Wasser entzogen hatte. Die Schultern vorne, der Kopf gesenkt. Der Kartoffelbrei so gelb wie ihre Haut. Er dampfte ihr ins Gesicht.

Bob schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Er brüllte sie an, sie solle Haltung bewahren, gerade vor dem Kind. Womit wohl ich gemeint war. Vielleicht aber auch das Baby in ihr.

Meine Mutter zuckte zusammen, verkrampte sich. Ich sah, wie schwer es ihr fiel, den Rücken aufzurichten, den kugeligen Bauch herauszustrecken. Sie zitterte. Sie war weit weg von mir, obwohl sie mir direkt gegenüber saß.

Ich hoffte, Bob würde das Fleisch nicht entdecken, das in die Serviette eingeknetet in meiner Hand lag. Ich fürchtete, seine Wut würde sich sonst auch gegen mich richten.

Meine Mutter gab es schon lange nicht mehr in Kleidern, mit Halsketten und einer Frisur. Sie verließ auch das Haus nicht mehr. Sie verzieh es Bob nicht, dass er mich in die Hautklinik gebracht hatte, ohne ihr etwas zu sagen. Sie hätte es nicht zugelassen, sagte Bob, es sei zu meinem Wohle gewesen.

Ich glaubte ihm.